



www.tredition.de

Autoreninfo

Heinz Jürgen Schneider wurde 1954 geboren, lebt in Hamburg und war 30 Jahre Rechtsanwalt.

Von ihm sind vier historische Kriminalromane erschienen, die um 1933 oder in der Nachkriegszeit spielen. Tod in der Scheune (2009), Tod am Hafenkai (2011), Tod in der Ballnacht (2012) und Zwanzig Millionen (2018). Außerdem der Politikkrimi Im Land der Lügen (2015).

Kontakt:

h.j.schneider1954@gmx.de

Tel. 0173-9471085

Heinz Jürgen Schneider

Rote Marine



www.tredition.de

© 2024 Heinz Jürgen Schneider

Fotonachweis Titelblatt:

Geschichte des Roten Frontkämpferbundes, Dietz Verlag

Druck und Distribution im Auftrag des Autors tredition GmbH,

Halenreihe 40-44, 22359 Hamburg, Deutschland

ISBN:

Paperback 978-3-384-14836-0

Hardcover 978-3-384-14837-7

e-Book 978-3-384-14838-4

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist der Autor verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne seine Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag des Autors, zu erreichen unter: Heinz Jürgen Schneider, Glücksbürger Straße 8, 22769 Hamburg, Deutschland.

Der Apparat

Gerüchte wurden am Montag zur Gewissheit. Überschrift und Artikel gingen am 16. März 1931 über die ganze erste Seite der Hamburger Volkszeitung. Schnell verbreitete sich die Nachricht in der Stadt.

Ernst Henning von Nazis ermordet!

In der Nacht von Sonnabend auf den Sonntag verübten vertierte SA-Banditen der Naziipartei einen wohlüberlegten Mord an dem Genossen H e n n i n g Mitglied der Hamburger Bürgerschaft. Die Mörder waren in den Autobus, der von Zollenspieker (Vierlanden) nach Hamburg fährt, eingestiegen. In dem Autobus befanden sich die Genossen Henning und Cabnbley, die in Kirchwerder eine öffentliche Versammlung der KPD gegen Faschismus, Brüning-Diktatur und Young-Sklaverei abgehalten hatten. Obwohl noch 10 bis 12 andere Fahrgäste im Autobus waren, gaben die Nazimörder zahlreiche Schüsse auf unsere Genossen ab, durch die der Genosse Ernst Henning sofort getötet, der Genosse Cabnbley schwer verletzt wurde. Eine Berufsschullehrerin erhielt zwei Beinschüsse, eine andere Frau einen Schuss durch die Hand. Einer der Mörder zwang, nachdem die andren ausgestiegen waren und die Telephondrähte abgeschnitten hatten, den Chauffeur zum Weiterfahren bis ins

Hamburger Stadtgebiet.

Es war ruhig, aber nicht still. Die Ruhe der Gewissheit, nicht die Stille der Furcht. Der Zug hatte kurz nach 12 Uhr an der Leichenhalle Jarrestraße, Ecke Großheidestraße, begonnen. Der Sarg wurde zu einem offenen Wagen getragen, den zwei Pferde zogen. Dahinter Träger mit Kränzen und Fahnen. Die Männer setzten aus Respekt ihre Mützen und Hüte ab. Dann fuhr der Leichenwagen langsam in den Zug ein.

Die Spitze des Trauerzuges zum Krematorium stand schon Richtung Barmbecker Straße, dahinter zahlreiche Menschen, in geordneten Reihen. Kaum jemand trug die einfache Alltagskleidung, sondern das gute Zeug für Sonntags oder die letzte Ehre.

Alle waren auf Alles gefasst. Nach dem Mord an Ernst Henning hatte die KPD in Hamburg zum politischen Proteststreik und Aktionen aufgerufen. Der Senat der Hansestadt verbot daraufhin alle kommunistischen Versammlungen, die in Zusammenhang mit den Schüssen standen, sowie die Presse von KPD und NSDAP. Daraufhin kursierte in der Stadt ein Flugblatt der KPD Wasserkante, das zur Massenbeteiligung und zum Spalierbilden beim Leichenzug aufforderte.

An diesem Sonntag um die Mittagszeit zeigte sich, wem heute die Straße gehörte. Tausende Menschen gingen hinter dem Sarg, tausende standen auf dem Bürgersteig, vor dem Postamt, dem Milchladen und dem Zigarrengeschäft. Kinder wurden hochgehalten, um zu schauen, der Leichenwagen öfters mit der erhobenen Faust begrüßt. Von Balkonen blickten die Menschen, vereinzelt hingen Fahnen, blutrot mit Hammer und Sichel. Eine solche bedeckte auch den Sarg.

Berittene Schutzpolizei begleitete den Zug in Höhe des Leichenwagens. Die grünen Uniformen blieben spärlich, nur im Hintergrund. Sie griffen nicht an. Wie im Januar in Geesthacht, als zwei Tote auf ihre Rechnung gingen. Am Borgweg und der Alsterdorfer Straße standen aber sichtbar Mannschaftswagen mit kasernierten Kräften. Die Beamten der politischen Staatspolizei beobachteten und mischten sich in Zivil unter die Menschen am Straßenrand, begierig den Gesprächen lauschend.

Der Leichenzug war politisch, aber nicht wie sonst. Nur eine Schalmeienkapelle. Wenige Sprechchöre mit Parolen. Nur die Internationale wurde angestimmt. Alles gedämpft.

Aber Hass und Wut gab es, spürbar und in leisen Gesprächen auch geäußert. Aus Tatsachen und Hörensagen, aus Zeitungen und Gesprächen, ergab sich, Tage nach der Tat, ein erstes Bild.

Die Mörder sollen dem SA-Sturm Hammerbrook angehört haben. In Zivil warteten sie das Ende der Versammlung in Kirchwerder ab und bestiegen gegen Mitternacht den Autobus. Wahrscheinlich hielten sie einen der beiden Genossen für Etkar André, der den Nazis besonders verhassten Leiter des verbotenen Roten Frontkämpferbundes in Hamburg. Jedenfalls sollen sie 12 Schüsse abgegeben haben. Henning sofort tot. Louis Cahnbley schwer verletzt, vielleicht verliert er ein Auge. Auch zwei Frauen im Autobus von den Kugeln getroffen. Danach feierten sie in einer Kneipe. Intern wurde den SA-Männern Belobigung ausgesprochen und Schutz zugesagt. Nur für die Öffentlichkeit musste die Nazi-partei vom Attentat in Worten abrücken. Erschossen, erstochen oder totgeprügelt hatten sie ihre politischen Feinde in den letzten Jahren schon oft, im ganzen Reich fielen Antifaschisten solchen Angriffen zum Opfer. Mit Ernst Henning traf es erstmals einen leitenden Funktionär im Bezirk Wasserkante. Arbeitermord durfte nicht ohne Antwort bleiben.

Es gab auch Wut. In aller Öffentlichkeit, am Mittwoch in der Bürgerschaftssitzung, hatte Bürgermeister Rudolf Ross dafür gesorgt. Es stand in den Bürgerblättern und in seinem sozialdemokratischen Hamburger Echo. Die Nationalsozialisten träfe die moralische Verantwortung. Die Kommunisten aber hätten mit Agitation und hemmungsloser Demagogie die Atmosphäre dafür mit geschaffen. Das empörte Viele. Es kam in der Bürgerschaft und draußen zu heftigen Protesten. Mörder und Gemordete auf einer Stufe. Wusste man im Rathaus nichts von den Überfällen, auch auf Parteilose und Sozialdemokraten vom Reichsbanner, von den Ausrottungsphantasien der Nazis gegen die *Marxisten* und was sie dafür hielten? Was war das für eine Demokratie, wenn ein gemordeter, von einem Teil des Volkes frei gewählter Abgeordneter eine Mitschuld an den Todesschüssen erhielt? Auch manche Sozialdemokraten erkannten diesen groben Misston.

Der Leichenzug wuchs. Frauen und Männer vom Straßenrand schlossen sich an. Für die Spitze kam das Gelände des Ohlsdorfer Friedhofs in Sicht. Ernst Henning war im Hamburger Stadtgebiet kein so bekannter Politiker wie Fiete Dettmann, Hermann Schubert oder Franz Jacob, die die KPD repräsentierten. Er wirkte im Osten der Stadt, in Bergedorf, den Vier- und Marschlanden, bis Lauenburg. Ein Vertrauensmann für überschuldete Gemüsebauern und kleine Pächter, gewählt in das Bergedorfer Stadtparlament und vor Jahren in die Bürgerschaft.

Wer war der Tote? Auch wenn der SPD-Senat die Volkszeitung verboten hatte, die Rote Fahne gab es am Hauptbahnhof, andere Blätter berichteten (meist über die verletzte Lehrerin, die Mutter von fünf Kindern war) oder man schnappte etwas auf. Die große Bürgerzeitung Hamburger Fremdenblatt brachte einen ordentlichen Artikel und ein Foto. Ernst Henning selbstbewusst lächelnd auf einem Motorrad. Eine Frau und zwei Kinder, ein Metallarbeiter mit einem politischen Leben wie viele in der Partei. Von der SPD zu den Kommunisten gekommen, Betriebsratsvorsitzender, Teilnehmer an den Tagen des Aufstands 23, dafür in Festungshaft. Er wurde nur 38 Jahre alt.

Auf dem Platz am Verwaltungsgebäude nahe dem Denkmal für die Revolutionsopfer von 1919 sollte eine Kundgebung stattfinden. Die eigentliche Beisetzung erfolgte dann in der kommenden Woche in Bergedorf. Nur ein Teil der Menschenmassen würde hier Platz finden. Auch wurde der Leichenwagen noch erwartet. Die Menge sammelte sich weit auf der Fuhlsbüttler Straße. Minutenlang blieb das Klappern der Pferdehufe auf dem Asphalt das einzige Geräusch. Als der Wagen seinen vorgesehenen Standort eingenommen hatte, betrat Ernst Thälmann den Platz. Der Vorsitzende der KPD trug einen gedeckten Anzug mit einer schwarzen Krawatte. Doch seine geübte Rednerstimme blieb für viele in der Masse unhörbar. Nur Satzketten gelangten auf die Straße oder wurden leise flüsternd weitergegeben.

Über 30.000 Menschen sind gekommen um Abschied zu nehmen....Der Befreiungskampf der Arbeiter hat ein neues Opfer gefunden...Die Schüsse der Nazimörder haben in ganz Deutschland lodernden Hass und tiefste Empörung ausgelöst. Haltet sie wach...Ernst Henning war ein treuer Soldat der

Revolution...Die Bourgeoisie und ihre Helfershelfer, die Sozialdemokraten, gehen nicht etwa gegen die Mörder vor...sie antworten mit Verboten...Mit Verboten und Pistolenschüssen kann niemand unsere Bewegung aufhalten. Wer kräftig ist, marschiert vorwärts, trotz Verbot und Unterdrückung...Kämpfen wir wie er...alles für das Volk, für die siegreiche Volksrevolution.

Danach grüsste Thälmann mit der auf Schulterhöhe geballten Faust. Vielfach kam der Rot Front-Gruß zurück.

Rund um die kleine provisorische Rednertribüne und bis zur Straße standen verteilt Männer der Roten Marine. Auch wenn die Illegalität sie zwang, statt der Uniform nur ein einheitliches blaues Hemd und die gleichen Mützen zu tragen. Die Männer hatten ihre Aufgabe bislang erfüllt. Sie bestand in der Sicherung der Demonstration an der Spitze des Zuges, dem Schutz des Leichenwagens, des Parteivorsitzenden und der leitenden Genossen. Vorkommnisse gab es nicht. Die Fahrrad-Melder berichteten dies auch aus dem weiteren Zug, gesichert durch andere Rote Frontkämpfer. Schutzpolizei und die kasernierte Orpo wurden aber verstärkt in Barmbeck und Winterhude zusammen gezogen. Für später, besonders für die Nacht, bedeutete das nichts Gutes. Die Männer hielten ihren Platz, später hatten sie den Rückmarsch der Menschen zu Fuß oder über die benachbarte Bahnstation zu sichern. Ein Gedanke ging allen durch den Kopf und musste noch besprochen werden. Hätte der Parteischutz nicht vor einer Woche, um Mitternacht, im Autobus zwischen Zollenspieker und Hamburg sitzen müssen?

Wie ein großer, eben gefangener, noch zuckender Fisch liegt Hamburg an der Nordsee, hatte die Dichterin Larissa Reissner schon vor Jahren geschrieben. Von Hamburg an der Elbe, dem alten, schmutzigen Einkehrhaus für die Vagabunden des Ozeans. Kein Tag hält seinem blassen, windigen, launischen Morgen die Treue. Aber jeden Tag entsteht das feuchte, vom Grog der Hafenkneipe gewärmte, breitbeinig auf beiden Ufern der Elbe stehende Hamburg wieder.

Und wo stand Deutschlands zweitgrößte Stadt im beginnenden Frühling?

Über eine Million Menschen lebten, liebten, aßen, tranken, arbeiteten, wollten etwas. Aber nicht alle taten und wollten dasselbe.

Hamburg war immer eine gesplattene Stadt gewesen, auch früher schon. Hanseatischer Patrizier und einfacher Handwerksgehilfe. Großkaufmann und kleiner Krauter. Der Arbeiter, der Kaffeesäcke im Hafen aus großen Frachtschiffen entlud. Und der Kaufmann und Reeder, dem Schiff und Ladung gehörten. Ohne Widerspruch, ohne Kampf dagegen, blieb dieser Zustand der Spaltung in Klassen nicht.

Doch das Große Geld aus Handel, Schiffbau, Banken und Hafen, im Volksmund die *Pfeffersäcke* genannt, dominierte. Spötter sagten über diese Herrschenden, sie hätten die Anmut einer Preisliste, die Liebenswürdigkeit einer Rechnung und die Freundlichkeit eines Frachtbriefes. Durch Verbindungen von Börse, Handelskammer und elitären Klubs mit dem Rathaus, mit Einfluss auf die Presse, auf Wissenschaft und die Ordnungskräfte, übten sie Macht aus. Das war unter dem Kaiser so gewesen und auch nach 1919 in der Republik. Mit den hanseatischen Sozialdemokraten gab es ein respektvolles ungeschriebenes Übereinkommen. Diese regierten, störten aber die Geschäfte nicht.

Noch vor einem Vierteljahrhundert wäre ein solches Arrangement widernatürlich gewesen. Was für aufrührerische Reden wurden am 1. Mai gehalten, mit welchen radikalen Forderungen zogen Sozialdemokraten aus der Stadt in den Reichstag. Doch spätestens mit dem Weltkrieg hatte sich vieles geändert. Die Partei

stand, obwohl in der Opposition, treu zum Vaterland und bewilligte ihm nach 1914 im Parlament Kriegskredite.

Und in den wenigen, aber so wichtigen Wochen, von Ende 18 bis Anfang 19, wurde es Gewissheit. Der Krieg war für das Reich verloren, der Kaiser musste abdanken. Eine Revolution brach aus. Es gab Kräfte, dunkelrote Spartakisten, Unabhängige, Kommunisten, die wollten die ganze Ordnung umstürzen. Sozialismus schaffen, so wie in Russland. Die Rote Fahne wehte am Hamburger Rathaus, die Novemberrevolution brachte Bewaffnete mit roten Armbinden und aufständische Matrosen auf die Straße und einen Arbeiter- und Soldatenrat kurzzeitig an die Macht. Diese Erhebung in ruhige und vernünftige Bahnen gelenkt zu haben (auch unter Mithilfe von Einheiten der alten Kaiserarmee), die Fahne vom Rathaus geholt, die Bewaffneten entwaffnet, die Räte aufgelöst zu haben, war für die Pfeffersäcke ein großer Verdienst der hanseatischen SPD, der zu honorieren war. Dass ein paar Dunkelrote dabei totgeschossen wurden, mochte diesen als Warnung dienen, wenn sie auch nicht lange vorgehalten hatte. So funktionierte das Übereinkommen seit dem Jahre 19 an Elbe und Alster leidlich gut.

Dann kam die Krise. Seit dem *Schwarzen Freitag* 29 an der Börse im fernen New York taumelte die Wirtschaft immer weiter nach unten und nahm Menschen und Existenzen mit. Im Deutschen Reich war jeder Dritte ohne Arbeit, 4,5 Millionen mussten stempeln gehen. Über 2 Millionen bekamen karge Wohlfahrtsunterstützung. Arbeitslose erhielten 52 Reichsmark monatlich. Nach der Miete blieben noch gut zwei Mark pro Tag. Das Pfund Margarine kostete 80 Pfennige, die Milch 33, Salzhering und Roggenbrot 90, ein Kilo Rindfleisch 1,80. Zum Leben zuwenig, zum Sterben zuviel. Kein Kind war damit satt zu bekommen. Das Fahrrad für 72 RM oder der Staubsauger für 200 lagen außerhalb jeder Möglichkeit.

Wer zum Heer von über 100.000 Erwerbslosen in der Stadt gehörte, konnte keine Hoffnung haben. Bei den Arbeitsämtern gab es keine Arbeit, sondern den Meldestempel für den Bezug des Arbeitslosengeldes. Vor den Arbeits-Vermittlungsstellen wie am Baumwall standen schon frühmorgens Männer in einer langen Schlange für wenige Stellen an. In vielen Gesichtern lag nur noch

wenig Stolz, gebrochen von Enttäuschung, Unsicherheit und schwindender Erwartung.

Die Spaltung der Stadt wurde noch tiefer. Manche wohnten in den Villen rund um die Außenalster, andere in den dunklen und feuchten Löchern im Gängeviertel der Neustadt. Manche schliefen in weißen Laken, andere im Park unter freiem Himmel oder winters im Obdachlosenasyll, ohne Bett, in Reihe sitzend, mit einem Seil vor dem Herunterfallen gesichert. Manche bestaunten die Auslagen bei den Juwelieren und dem Kaufhaus Tietz am Jungfernstieg, andere kauften dort Präsente. Auch das Hungergespenst der Kriegsjahre kehrte zurück. Bei der Armenspeisung der Kirche gab es einen Jesus-Spruch für die Seele und zwei Schlag Suppe für den Magen. Andere speisten im noblen Restaurant Randel oder in Cölln's Austernkeller.

Neben diesen Extremen gab es auch etwas dazwischen. Die bröckelnde Mitte. Die Wohnungen und kleinen Geschäfte, wo die Angst herrschte. Vor Entlassung und Pleite, vor der Schwierigkeit, die nächste Rate zu zahlen oder den Geschäftskredit zu tilgen, vor Geldentwertung und Existenzvernichtung, vor Konkurs und Lohnkürzung, vor dem Abstieg, dem freien Fall nach unten.

Wohin würde sich das wenden? Denn so bleiben konnte die wirtschaftliche Krise nicht mehr für längere Zeit bis zu einer Explosion. Wie reagierte die Masse der Menschen? Ducken und Kleinmachen? Lerne leiden, ohne zu klagen? Sich abfinden oder aufbegehren? Persönliche Kapitulation oder Kampf? Suff oder Selbstmord? Die Wut des Kleingemachten, die er schändlicherweise mit Prügel für Frau und Kinder auslebte. Protestphrase oder Aktion? Warteten die Massen auf Gott oder den *Starken Mann*? Oder nahmen sie, organisiert und diszipliniert, die Sache selbst in die Hand? War die Frage der Überwindung der Arbeitslosigkeit eine Frage des Systems, oder genügte es, sich mit dem Schild *Nehme jeder Arbeit an* als besserer Sklave zu verkaufen?

Die Frage nach Essen und Existenz war nicht die einzige, die beantwortet werden musste. Auch diese: Wem folgten die Millionen Veteranen aus den blutigen Schützengräben von 14/18, wem die Kriegerwitwen? Den Trommlern vom *Stahlhelm* und anderen Soldatenbünden, die das Fronterlebnis verkärten, dem preußi-

schen Militarismus frönten, die Republik und den Versailler Friedensvertrag hassten und einen neuen Revanchekrieg gegen Frankreich wollten? Oder den Kräften mit der Parole *Nie wieder Krieg*? Mit einem Programm zur Abschaffung von Kriegsgewinnlern, Kanonenkönigen, Generalität und preußischem Untertanengeist.

Im beginnenden Frühling 1931 gab es in Hamburg und in Deutschland auf die wichtigsten Fragen von Politik und Leben noch keine klare Antwort. Alles war im Flusse. Es gab Kampf, auf der Straße, in Betrieben, in Versammlungen, an Wahlurnen, hinter verschlossenen Türen und in aller Öffentlichkeit. Aber noch ohne Sieger.

An der Elbe würde es eine parlamentarische Antwort erst im Herbst, bei den nächsten Bürgerschaftswahlen, geben. Die Sozialdemokratische Partei stellte die stärkste Kraft und den Bürgermeister, verfügte über Bastionen in den Gewerkschaften, in der öffentlichen Verwaltung und der Facharbeiterschaft. Ihr Kurs gegen die Krise lief auf Sparmaßnahmen im Haushalt, Steuererhöhungen und kleine soziale Trostpflaster hinaus. Die Kommunistische Partei nahm an Einfluss zu, besonders unter Erwerbslosen und ihren Familien, ihr schloss sich an, wer revolutionäre Veränderungen wollte. Unter den noch beschäftigten Arbeitern und Angestellten war ihr Einfluss begrenzt. Die Nationalsozialisten hatten bei den letzten Wahlen 1928 nur wenige Stimmen erhalten. Doch ihr Einfluss auf der Straße und in den Köpfen wuchs. Bei den Reichstagswahlen im vergangenen Jahr legten sie stark zu. Das wurde auch für Hamburg erwartet.

An der Spree betrieb Reichskanzler Heinrich Brüning seit 1930 eine harte Politik. Mit seiner Regierung aus Zentrum, Liberalen und Deutschnationalen verfügte er Lohnsenkungen, Arbeitszeitverlängerungen, Abbau von Sozialversicherung und Arbeitslosengeld, Steigerung der Massensteuern bei Senkung der Kapitalsteuern. Und dazu eine rigorose Sparpolitik. Die Arbeitslosenzahlen explodierten weiter. Das Elend wuchs. Über eine parlamentarische Mehrheit verfügte die Regierung nicht. Sie nutzte aber eine Hintertür der Verfassung. Der Reichspräsident konnte mit einer *Notverordnung* Regierungspläne in Kraft setzen. Das war dann genauso viel wert wie ein Gesetz. Der Reichskanzler, ein kaiserlicher

Leutnant a.D., ging also – dutzende Male – zum Reichspräsidenten Paul von Hindenburg, einem ehemaligen kaiserlichen Generalfeldmarschall, und holte sich die Zustimmung, wofür er gar keine Mehrheit im Reichstag bekommen hätte. Eine Aufweichung des Parlamentarismus und der Beginn einer schleichenden Diktatur.

Protest und Widerstand gegen diese Politik wuchsen. Auch in ganz Deutschland war nichts entschieden. Der Reichsverband der Deutschen Industrie lobte die Politik. Das Volk aber nannte Brüning den Hungerkanzler.

Der unauffällige Mann auf dem Bürgersteig vor dem Eingangsportal des Deutschen Schauspielhauses in der Kirchenallee war mittelgroß, gut in den Dreißigern, das Gesicht bartlos, die Augen blau (ostseebrau, wie seine Frau sagte), die dunkelblonden Haare verdeckt unter einer Mütze, die Hose gräulich, Hemd, Pullover, dazu trug er einen dunkelblauen Mantel, bieder und schon ein bisschen abgetragen. Seine linke Hand hielt eine braune Aktentasche. Er beobachtete den großen Platz vor dem Ostausgang des Hauptbahnhofs. Er wartete auf einen Reisenden, der mit dem Zug um 15 Uhr 40 aus Berlin eintreffen sollte. So lautete die Botschaft vor zwei Tagen.

Für einen Buchhalter mochte er nach seinem äußeren Erscheinungsbild gehalten werden (und stundenweise war er das tatsächlich auch). Kein Außenstehender sollte den unauffälligen Mann aber als Leiter des Nachrichtendienstes der KPD in Hamburg kennen. Deren militärpolitischen Abteilung, in der es um Aufklärung, Schutz und Sicherheit ging. Intern *Der Apparat* genannt. Wo sein Name *Claus* lautete. Eine Elektrische fuhr vorbei. Dann kam der erwartete Mann auf den Vorplatz, sie kannten sich, nahmen kurzen Sichtkontakt auf. Der Andere spazierte langsam über den Hachmannplatz auf die Ernst-Merck-Straße. Claus beobachtete weiter. Niemand aus dem Bahnhof ging in diese Richtung. Nun überquerte auch er den Platz und vergewisserte sich später beim Einbiegen auf den Glockengießerwall, dass auch er nicht verfolgt wurde. So sicherten beide immer ihre Treffen. Vereinbart wurden sie mit einer kurzen Nachricht per Brief, Fernsprecher oder in dringenden Fällen per Telegramm an eine der Deckadressen des Apparats. Die Männer gingen mit Abstand Richtung Lombardsbrücke.

Die großen Parteien organisierten alle den Schutz ihrer Politiker und Veranstaltungen. Auch wurde versucht, Informationen zu erlangen, durch das Eindringen in die Organisation des politischen Gegners oder aus anderen Quellen. Der kommunistische Apparat stand vor großen Aufgaben. Der Mord im Autobus letzten Monat und die Schlussfolgerungen daraus. Die zunehmenden Infiltrati-

onsversuche in die Partei und deren Jugendverbandes durch Spitzel der Politischen von der Staatspolizei aus dem Stadthaus, aber auch von den Nazis. Und dann musste beschafft und ausgewertet werden, was sich im Netz verfang, das Claus über Betriebe, Verwaltung, Kontore, Politik, Justiz, Rathaus und Polizei ausgeworfen hatte. Seit einigen Monaten auch über die Salons der „besseren Kreise“. Oft verfang sich nur kleiner Beifang, Stimmungsberichte oder Schnipsel, die erst später ein Bild ergaben. Manchmal mehr. Viele Augen und Ohren arbeiteten ihm zu, Boten und Chauffeure, Leute aus Senatsdruckerei, Poststellen und Sekretariaten. Mit viel Fingerspitzengefühl und Umsicht behandelte er besondere Quellen und Kontakte, einen Regierungsrat und einen Redakteur. Er kam in ein, zwei Konsulate, aber auch an unanständige Orte.

Die Lombardsbrücke teile den zum See aufgestauten Fluss in die Binnenalster und die Außenalster. Ein Bauwerk für Automobile, die Bahn und Fußgänger, eine besondere Ausstrahlung besaß es nur durch die vier Kandelaber mit Glaskugeln, die bei Dunkelheit leuchteten. Unterhalb der Brücke, am betonierten Seitenstreifen, zugänglich durch eine Treppe, war der sichere Treffpunkt.

Claus begrüßte Franz freundlich, nicht überschwänglich. Sie waren politisch verbunden, kannten sich aber wenig, nicht einmal ihre Klarnamen. Franz arbeitete in der Zentrale des Apparats in Berlin, mehrmals im Jahr fuhr er nach Hamburg und anderen Orte im nördlichen Bezirk der KPD, um Aufträge zu erteilen und mehr über die Lage oder Probleme zu erfahren. Er war untersetzt und fast 10 Jahre jünger als Claus. In unregelmäßigen Abständen fanden auch Treffen, meist im größeren Kreis, in Berlin statt. Die Hauptstadt mit den Ministerien, den Spitzenverbänden, den Parteizentralen, den Wirtschaftsvereinigungen und der Reichswehr, bildete den Schwerpunkt der Aufklärungsarbeit des Apparats. Musste ein persönlicher Kontakt schnell zustande kommen, trafen sie sich auf halber Strecke auf einem Provinzbahnhof in Mecklenburg.

Zum Ritual jedes Gesprächsbeginns gehörte für Franz, einem Urberliner, die einzigen zwei Worte seines hamburgischen Wortschatzes anzubringen. *Moin* und *Schietwedder* (obwohl es, trocken und windig, für Anfang April völlig normal war). Dann ging es um

Tagespolitik, einen Artikel in der Zeitschrift *Oktober* (herausgegeben vom Apparat und natürlich nicht überall erhältlich), den Claus viel zu oberflächlich fand. Franz hatte eine Zigarette entzündet und meinte: „Schreib eine Entgegnung.“ Dann ging es um die Gewinnung von Mitarbeitern aus der Partei für den Apparat und welche schlechten Erfahrungen in Sachsen dabei gemacht worden waren. Anschließend berichtete Claus über die Untersuchung des Mordes an Ernst Henning.

Ursprünglich sollte ein anderer Genosse in der Versammlung sprechen, die Änderung erfolgte kurzfristig, war aber nicht entscheidend. Vorsicht war geboten. Erst im Januar hatte es in Geesthacht nahe Hamburg schwere Auseinandersetzungen gegeben, als von Henning organisiert, eine Nazi-Kundgebung gesprengt werden konnte. Es gab deshalb Sicherheitsvorkehrungen. Abholung vom Bus bis zur Gaststätte Albers und Begleitung auf dem Weg zurück kurz vor Mitternacht. Die Versammlung verlief ruhig. Für Bergedorf wurde keine Gefahr gesehen. Hennings Wohnung lag nahe einer Haltestelle, sie waren zu zweit, der andere Genosse von der Veranstaltung sollte dort übernachten. Das Mördertrio der SA stieg nicht an derselben Haltestelle zu wie ihre Opfer, erst später.

„Wir haben unterschätzt, dass sie in einem Autobus, ohne Maskierung, vor einem Dutzend Zeugen zuschlagen könnten. So etwas hat es bei uns noch nie gegeben.“ Franz nickte. Claus fuhr fort. „Jetzt haben die Nazis sie ausgeschlossen und gezwungen sich zu stellen. Ein durchsichtiges Manöver, weil die Empörung groß war. In der SA gelten sie als Helden. Einer der Strolche ist ein ehemaliger Polizist. Wir wissen noch nicht, warum er den Dienst quittieren musste. Unser Bericht kommt.“ Franz schnippte die Zigarette ins Wasser. „Die Sache hat Wellen geschlagen. Auch hinsichtlich der Schlussfolgerungen, zum Beispiel eine längere Begleitung unserer Redner, oder die Nutzung eigener Transportmittel, also Motorräder. Oder Pistolen ausgeben. Das sagt sich natürlich immer leicht.“ Franz lächelte. Dann gab er Claus die Information, dass die Zentrale schon vor Wochen einen Mann in der Hamburger SA platziert hatte, von außerhalb, mit guter Möglichkeit, weit nach oben zu kommen. „Wir führen ihn erstmal von uns aus, sehr vorsichtig. Mit viel Zeit. Nur damit Du Bescheid weißt.“

Ein Alsterdampfer fuhr unter der Brücke durch und brackiges Wasser spritzte an das Ufer, wo die Männer standen. Beide knüpften ihre Mäntel zu. Eine Kühle stieg auf. Franz rauchte wieder und drängte zum Aufbruch. Es ging immer Richtung Dammtorbahnhof, von wo die Züge weiter in den Norden fuhren. Manchmal aßen sie dort eine Bockwurst oder tranken eine Tasse Kaffee. Die Männer überquerten die Lombardsbrücke und hielten sich rechts.

Franz berichtete über ein anderes Thema im Gehen. In diesem Monat wird etwas gegründet, was sich *Aufbau-Arbeitskreise* nennen wird und eine gleichnamige Zeitschrift herausgibt. Wir unterstützen. Es werden nicht viele werden und es ist nicht unser Milieu. Ehemalige Offiziere, Adlige, Intellektuelle, auch desillusionierte Mitglieder von Hitlers Partei. Sie wollen als Nationalrevolutionäre das Schicksal der Nation nicht den Nazis überlassen. Manche wurden durch das Kriegserlebnis Pazifisten und kritisieren die heimliche Aufrüstung der Reichswehr. Andere verstehen den Bismarck-Satz „Keinen Krieg mit Russland“ aktuell so, eine vernünftige Politik gegenüber der Sowjetunion zu verfolgen. Einige haben durchaus fortschrittliche Ansichten und vor allem viele Fragen. Auftrieb bekam die Sache noch, als letzten Monat der Genosse Kippenberger im Reichstag die Erklärung des Leutnants Scheringer verlesen hat, in der dieser sich von der nationalen und sozialen Demagogie der Nazis lossagt, aus der NSDAP austritt und sich zu uns bekennt. Das hat Wirbel gemacht. In Berlin werden wir mit diesem Kreis reden, auch, gerade, über Sozialismus und Patriotismus, was Befreiung bedeutet und was sie mit Kampf gegen den Kapitalismus zu tun hat. Recht anspruchsvoll, *keene kleene Sache*. Mitgliedergewinnung ist natürlich nicht das Ziel. Einige aus dem Aufbruch-Kreis können für uns aber, bei Vertrauen und Überzeugung, Türöffner und Spitzenquellen werden, sie kennen Leute und verkehren in Kreisen, die uns verschlossen sind. Für Hamburg und andere Bezirke bieten wir Referenten für Veranstaltungen an, ihr ladet ein, wer infrage kommt. Claus nickte. (Einen nationalgesinnten, pazifistischen Pastor mit Interesse an politischem Streit kannte er ja gut.)

Schon mit Blick auf den Dammtorbahnhof gab es für Claus noch einen konkreten Auftrag. In den letzten Monaten, sagte

Franz, der ein wenig kurzatmig sprach, hat Hitler Reden gehalten, die nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren. „Von einer im Industriellenklub in Düsseldorf wissen wir. Jetzt ist bei euch im Nationalklub eine neue Rede geplant. Politisch lässt er die Hosen runter, sagt den Bonzen, was sie wirklich vorhaben. Mehr Einzelheiten kennen wir nicht. Die Zentrale interessiert, was er sagt und wie es ankommt. Wie ihr das löst, ist wie immer deine Sache.“

Claus nickte. Sie verabschiedeten sich vor dem Bahnhof mit festem Händedruck und kurzem Schulterklopfen. Zeit für einen Kaffee war heute nicht. Claus ging Richtung Mittelweg um die Straßenbahnlinie 4 Richtung Winterhude zu nehmen. Früh zu Frau und Sohn. Das geschah selten. Dann hieß er nicht mehr Claus.

—

Polizeibehörde Hamburg
Staatspolizei / Referat Ia
Sammlung KPD

Karteikarte Nr. 134

BREDEL Hans geb.19.3.1896 in Hamburg
Gertigstraße 108

DOSSIER Teilnahme Putschversuch 23 / Haftbefehl vers.
Hochverrat/ / Neuerfassung 1927 / RFB-Reichstreffen 1928 /
Oktoberfeier 30